

Familienfreund

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung

Der Gänседоктор.

147.

Humoristische Novelle von D. Gaus-Bachmann.

(Nachdruck verboten.)

4. Kapitel.

Edith hatte jetzt ein leichtes und ruhiges Leben; die Mutter strebte in dem sicheren Bewußtsein, daß das Mädchen mit Waldeemar so gut wie verlobt sei, ihrem Vergnügen oder vielmehr ihrer Versorgung zu; Waldeemar war, seitdem sich Gustav weniger um Edith kümmerte, ruhig, freundschaftlich, denn ihn hatte nur die vermeintliche Nebenbuhlerschaft des Veters zu lebhafteren Bemühungen angestachelt — und so war Edith von keiner Seite gequält oder zu einem Entschlusse getrieben.

Trotz alledem war ihr merkwürdig weh zumute, sie wußte nicht warum; auch die Brunnenpromenade brachte ihr keinen Trost, im Gegenteil, gerade diese machte ihr viel zu schaffen, denn sie war danach nie mit sich zufrieden. Früher war das anders gewesen; da hatte sie mit Liebhards über alles geplaudert, was ihr am Herzen lag, jetzt konnte sie nicht mehr; sie wußte nicht, woher ihr die Besorgnis in seiner Gegenwart kam, sie war immer in so sonderbarer Erregung.

Wenn sie zur Quelle kam und er stand schon dort, schrak sie zusammen; war er nicht dort, so befiel sie eine merkwürdige Unruhe und sie fragte sich hundertmal, ob sie ihn denn nicht etwa tags zuvor beleidigt oder gekränkt habe. Sie quälte sich überhaupt den ganzen Tag mit der Erinnerung an die Morgenstunde. Hatte er zu dem, was sie gesprochen, ein ernstes Gesicht gemacht, so fragte sie sich, ob ihm das nicht etwa mißfallen habe; hatte er gelächelt, so fürchtete sie, eine Dummheit gesagt zu haben.

Immer und immer flatterten ihre Gedanken um ihn, und bei allem, was sie tat oder sagte, dachte sie daran, was er wohl dazu meinen würde; wenn sie mit ihm sprach, dann sah sie nicht das dicke, rosige Gesicht, sah die bequeme Kleidung nicht, sah all das nicht, was sie einst lächeln ließ, als er sie gefragt hatte, ob er denn so gar nicht gefährlich sei. Sie sah nur das eine, was sie schon damals gesehen hatte: daß er gut sei. Und sie sah so gerne in seine guten, hellgrauen Augen, die keine Funken sprühten, in denen aber ein stilles, gleichbleibendes Licht brannte.

Und manchmal war es eben dies stille, gleichbleibende Licht, das sie beunruhigte, ja, das ihr weh tat; sie selbst fühlte, daß sie ungleichmäßig in ihrem Benehmen war, oft weicher, oft schroffer, als sie eigentlich wollte; sie konnte sich diese Unsicherheit ihm gegenüber nicht erklären und sie wußte kaum, war es Freude oder Sorge, womit sie jeden Tag der nächsten Morgenpromenade entgegen sah; missen „Es ist furchtbar,“ sagte er am Abend seiner Gattin, aber mochte sie dieselbe nie.

Es war merkwürdig schön heute; so kristallklar war die Luft sonst nicht in dieser frühen Morgenstunde, und es mochte das wohl für den Tag nichts besonders Gutes bedeuten, aber für den Augenblick war es schön, und so still war es und warm. Edith war fast erschöpft, als sie bei der Waldquelle ankam; sie setzte sich auf die Bank und überließ sich einem müden Träumen. Plötzlich schreckte sie daraus empor, es war ihr, als hätte sie stundenlang geträumt. Liebhards war noch immer nicht da — was war denn das? Sollte er krank oder sonst verhindert sein?

Es war ihr namenlos bang zumute, die stille, warme

Luft bedrückte sie, und das liebliche, lauschige Plätzchen an der Quelle erschien ihr wie eine Wüste, in der tausend Gefahren lauerten. Sie fühlte sich so schutzlos, so allein, sie wünschte sich weit, weit weg von hier; aber wohin?

Und da ward ihr mit einem Male klar, daß sie sich überall einsam und schutzlos fühlen würde, wo er nicht war; sie erschrak über diese Entdeckung, großer Gott, was sollte denn das werden? Er fühlte nur Freundschaft für sie, denn er blieb sich immer gleich, er war immer gleichmäßig lieb und freundlich zu ihr, er wollte nichts als der Seelenarzt sein, der ihre Melancholie heilte. Und nun war die Arznei zum Gift geworden; die Melancholie, die sie jetzt befiel, war unheilbar.

Was waren die Heiratspläne der Mutter, was waren alle die kleinlichen Unannehmlichkeiten ihres Daseins gegen das eine trostlose, demütigende Gefühl: zu lieben, ohne wiedergeliebt zu werden! Ein grenzenloses Mitleid mit sich selber überkam sie; die Tränen stiegen ihr in die Augen und rollten ihr über die Wangen, immer rascher folgte eine der andern, und schließlich schlug sie die Hände vors Gesicht und weinte so recht aus vollem Herzen.

„Aber um Himmels willen, was ist Ihnen denn?“ fragte eine weiche, tiefe Stimme neben ihr.

Sie sprang auf und schaute erschrocken in Liebhards Gesicht, das in diesem Augenblick tief betrübt aussah.

So mitten aus ihrem Schmerz heraus in das Gesicht des Mannes zu sehen, um den sie eben geweint hatte, das brachte sie ganz aus der Fassung. Sie griff verwirrt nach ihrem Taschentuch, um sich die Augen zu trocknen und strich sich statt dessen damit über die Haare, sie glättete mit zitternden Händen ihr Kleid, und das alles, ohne ihn anzusehen.

Er sah ihre Fassungslosigkeit und lächelte; ruhig setzte er sich auf die Bank und griff dann nach Ediths Händen; sie konnte nicht anders, sie mußte sich neben ihn setzen; um stehen zu bleiben oder ihm Widerstand zu leisten, war sie im Augenblick zu schwach.

„Warum weinen Sie?“ fragte er weich.

Sie gab keine Antwort.

„Können Sie es nicht sagen?“ fragte er wieder.

Sie schüttelte den Kopf.

„Aber das ist doch gegen die Abrede,“ sagte er vorwurfsvoll. „Sie sollten mir alles sagen und haben mir bisher alles gesagt. Was ist denn auf einmal aus unserer Kameradschaft geworden?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte sie flüsternd, ohne die Augen zu ihm zu erheben.

Er faßte ihre Hände fester und zog sie an sich. „Aber ich weiß es,“ antwortete er in einem Tone, der sie zwingen zu ihm aufzusehen. „Die Liebe!“

Sie zuckte zusammen und wollte sich ihm entziehen, aber sie blieb im Banne seiner Augen; wie zwingend diese hellen, guten Augen doch blicken konnten!

„Die Liebe!“ wiederholte sie leise, daß er es nur von ihren Lippen ablesen konnte. Er neigte sich dicht zu ihr.

„Hast du mich lieb?“ fragte er innig. Sie lehnte den Kopf an seine Schulter, zog seine Hand empor, bedeckte damit ihr Gesicht und fing wieder an zu weinen. Aber diesmal war's kein schmerzliches Weinen und er führte sie nicht darin. Dann, als sie ruhiger wurde, flüsterte er ihr

„Woher das ist, das ist dir selbst.“ „Zieh dich!“ rief sie. Dann schob sie seine Hand, die auf ihrer Wangen ruhte, an ihre Lippen und küßte sie. Er aber umschlang ihre ganze schlankte Mädchengestalt, hob sie auf seinen Schoß und küßte ihr Haar, ihren Mund, ihre Hände.

„Nun sage mir bloß, warum hast du geweint?“ fragte er endlich. „Wohl, weil du dein Herz an einen so unpoetisch aussehenden Menschen verloren hast, nicht wahr?“

Sie sah ihn mit leuchtenden Augen an. „Du bist ja gar nicht unpoetisch; du bist so gut und die Götter sind poetisch. Aber ich habe geweint, weil du immer so gleichmäßig gut warst und da habe ich gefürchtet, du sähest in mir nur die Patientin und wärest nur aus Mitleid mit mir so gut. Und du warst immer so froh, und ich, ich war oft so sterbenstraunig und unzufrieden mit mir und der ganzen Welt.“

„Und da dachtest du,“ fiel er ein, „du seist mir gleichgültig oder trandest mir überhaupt keine Liebesfähigkeit zu? Ja, siehst du, ich bin nun eben nicht vom Stamm jener Astra, welche sterben, wenn sie lieben,“ meinte er lächelnd. Dann fuhr er fort: „Aber dafür sind meine Schultern breit, um die Lasten und Sorgen des Lebens zu tragen und meine Arme kräftig, um das Weib, das ich liebe, zu schützen vor aller Unbill. Willst du mein sein, Edith, willst du in meinem bescheidenen Heim die Herrin sein, willst du dich begnügen mit meiner unpoetischen Liebe und meinem unpoetischen Beruf, willst du den Träumen entsagen, die deine Mutter für dich spinnt, dann sieh mir in die Augen und sage nichts als ein einfaches „Ja“; mir soll es gelten als ein Eid für's Leben.“

Und sie legte ihre Hände in die seinen und sah ihm tief in die Augen, ernst und lange. „Ja,“ sagte sie feierlich; „nun mich zu dir und schütze mich, und ich will dir dienen mein Leben lang, wie es in der Bibel steht.“

„Wie's in der Bibel steht,“ wiederholte er und seine Augen wurden feucht. Dann aber hob er Edith empor wie ein Kind, herzte sie und jubelte so recht in vollster Seligkeit, die sich nicht zu fassen weiß. Und sie lachte dazu und hielt sich nur fester an ihn, wenn er sie hoch in die Luft hob. Als ihm endlich der Atem ausging, setzte er sich wieder auf die Bank und zog Edith neben sich.

„Meine, meine Edith!“ sagte er innig.

„Mein, mein —“ sie stockte.

„Das weißt du nicht einmal?“ fragte er lächelnd, ihr Stodden bemerkend. „Du mußt mich aber schön lieb haben.“

„Sie erröthete tief. „Weißt du,“ sagte sie verlegen, „so lange ich in dir nur den Seelenarzt sah, da genügte mir dein Familienname; und dann später, dann war ich dir gegenüber so befangen, und ich wollte dich nicht fragen. Zu Hause aber sprach ich nie von dir. Mir erschien's immer wie — nun ja, lache mich nur aus — wie ein Sakrifizium, wenn ich von dir zu andern sprechen sollte, denen du gleichgültig warst.“

„Siehst du, mein Herz, das freut mich!“ rief er. „Denn so habe auch ich unpoetischer Mensch gefühlt. In Grünfinde haben sie erfahren, daß ich bei Kienholzens war, und haben mich nach den amerikanischen Damen gefragt; da habe ich gelogen, ich hätte sie nicht zu Gesicht bekommen, denn ich gete, die Welt hätte ich zu den Vierontels da unten von dir reden mögen, nicht um die Welt! Ja, aber Kind, meinen Namen muß ich dir doch jetzt sagen; hm, ich kann nichts dafür, aber ich heiße eben nur Franz, schlichtweg Franz; ich würde ja mit Vergnügen Roderich oder Adolar oder sonst wie heißen. Aber ich habe den Franz nun mal weg, den unpoetischen, gewöhnlichen Franz, du mußt mir ihn schon verzeihen.“

Sie hielt ihm den Mund zu.

„Schmähe mir den Franz nicht, das beleidigt mich! Wenn ich mir einen Roderich mit parfümierten Locken, mit feidenen Kniestrümpfen und Schnallenschuhen und einer Gitarre im Arme erwählt hätte, dann würde ich es nicht ertragen, daß er Traustiefel anzieht, in Ställen herumsteigt und den Bauern gelegentlich Grobheiten sagt. Nachdem ich aber den Franz erwählt habe, der Gänse doktor ist, eine Bodenjoppe trägt und sich im Sommer das Haar glatt scheeren läßt, so will ich diesen Franz auch so haben. Ich würde ihn auslachen, wenn er mit der Gitarre unter meinem Fenster stünde, wenn er sich Pomade in den Bart käufte und mit Handschuhen zu seinen Patienten käme.

Und wenn du Roderich oder Adolar wähltest, so würde ich dich Franz oder Anton rufen, weil mir das andere nicht zu dir paßt. Du bist mein lieber, lieber goldener Franz.“ „Und du meine liebe, süße, goldene Edith,“ rief er. „Schau, ich könnte es wieder nicht vertragen, wenn du Balburga oder Scholastika oder so was dergleichen hieße.“

So plauderten sie fort, Kluges und Kindisches, Wichtiges und Nebensächliches bunt durcheinander, und achteten nicht auf die Zeit und nicht auf das Gewitter, das hinter dem Walde drohend aufstieg.

„Aber Mama, was wird Mama dazu sagen?“ fragte Edith plötzlich fast erschrocken, daß sie nicht früher daran gedacht hatte.

„Nun, Ja und Amen,“ erwiderte er ruhig. „Was denn sonst.“

„Ach, sie wird eine Szene machen,“ seufzte das Mädchen betrübt; „sie wird von ihrem Vermögen reden oder von den Ansprüchen, die ich machen darf, o, es wird schrecklich sein! Sie wird dich beleidigen und du wirst sie hassen und verachten, und das, das kann ich ja doch nicht ertragen.“

„Hassen und verachten, die arme Frau, die ich beiraube?“ fragte er. „Siehst du, ich habe ihr gegenüber doch ein schlechtes Gewissen, denn ich habe ihr ihre Million abgeschwindelt und noch dazu nicht die, von der sie spricht, sondern die, die sie wirklich hat: dich, mein Lieb. Und um diese Million, da will ich zunächst betteln und dann erst kämpfen, wenn's sein muß; aber hassen werde ich deine Mutter nicht, im Gegenteil, ich kann sie wohl verstehen, daß sie für dich einen Prinzen will; ein Prinz wäre auch lange nicht zu gut für dich.“

Sie schmiegte sich zärtlich an ihn. „Die Prinzessinnen im Märchen kriegen immer nur kluge Hirtenjungen oder kühne Schneidergesellen zum Mann und wie viel mehr bekomme ich!“

„Du kriegst einen Gänse doktor,“ sagte er lachend.

„Aber der Gänse doktor, der bist du, du, und mir der liebste auf der ganzen Welt,“ entgegnete sie innig. „Und wenn alle Könige der Welt kämen, ich wiese sie ab.“

„Na also, siehst du,“ meinte er vergnügt, „wir zwei zusammen, wir werden das bißchen Mama schon klein kriegen, nur keine Bange! Schlaf du hübsch ruhig heute nacht und morgen komme ich feierlich mit dem Schwalbenschwanz und den weißen Klauen, da wird ein bißchen mit Mama parliert und paß auf, nach einer Viertelstunde habe ich einen gerührten Ruß von ihr und bin ihr lieber Sohn.“

„Ach wenn's doch so wäre!“, seufzte sie.

„Natürlich ist's so, wozu wäre ich denn Seelenarzt?“ entgegnete er verschmüht lächelnd.

„Daß dich nur deine Kunst nicht im Stiche läßt,“ meinte sie zweifelnd.

„Gibt's nicht; aber weißt du, Lieb, daß es merkwürdig dunkel geworden ist? Ich fürchte, der Himmel wird den Daß zu unserem Liebeslied singen.“

„Meinst du, daß ein Gewitter kommt?“ fragte sie ängstlich. „Mein Gott, hier im Wald und ich fürchte mich so sehr.“

„Ach, wenn ich dabei bin?“ fragte er. Sie sah ihn an, und wie sie seinem ruhigen Blick begegnete, wich der angstvolle Blick aus ihren Zügen.

„Rein, ich fürchte mich nicht,“ entgegnete sie fest. „Daß uns weitergehen!“

„Den Wald dürfen wir jetzt nicht verlassen; wenn uns der Regen auf freiem Feld überrascht, sind wir bis auf die Haut naß; komm, ich weiß ein einigermaßen geschütztes Plätzchen.“

Er führte sie tiefer hinein zu einem Bretterhüttchen, das eigentlich nur aus einem schadhafte Dach auf vier Pfählen bestand; es hatte seinerzeit den Arbeitern gedient, die bei der Anlage des Waldparks beschäftigt gewesen waren. Man hatte es stehen gelassen, weil es eben nicht störte, aber es durfte auch nach Belieben verfallen, da es ja keinen Zweck hatte.

Raum hatten die beiden das Dach erreicht, als das Gewitter losbrach; es goß in Strömen herab, aber zum Glück war es windstill und der Regen fiel insolgedessen schnurgerade; andernfalls hätte das Dach trotz der umstehenden Bäume keinen Schutz geboten. Ganz trocken blieb das Paar ohnedies nicht, es regnete durch die Lücken

aus und hängte sie um Ediths Schultern; sie wollte es nicht dulden und gab erst nach, als er auch sich mit einem Bissel derselben bedeckte.

"Siehst du," meinte sie lächelnd, "was täte ich jetzt mit dem Roderich? Der könnte mir höchstens seine Gitarre um die Schulter hängen und die würde mir nicht helfen, und er würde sich wahrscheinlich vor dem Donner fürchten und sich überdies von der Nässe einen Schnupfen holen. Nicht wahr, du holst dir keinen Schnupfen?"

"Niemals," versicherte er eifrig. So lauerten sie trotz des Regens vergnügt nebeneinander unter dem löcherigen Dach und plauderten. Sie wollten nur den ersten Guß abwarten, aber das Wasser strömte mit gleichmäßiger Stärke ununterbrochen herab. Da es nun gar nicht aufhören wollte, trieb Edith zum Nachhausegehen. Es war doch selbstverständlich, daß man daheim in Sorge um sie war, sie mußte die Abrigen beruhigen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Regenbogen.

Von Heinrich König.

(Nachdruck verboten.)

"Sahst du nicht die Farbenbogen
flammig an der Himmelsbläue?
Menschen nennen's Regenbogen."
(Edda.)

Die farbig-wechselnden Erscheinungen am weiten Himmelsgewölbe haben von jeher einen erhabenen Eindruck auf den sie beobachtenden Menschen gemacht, besonders in jenen Tagen, wo die Klärende und belehrende Naturwissenschaft noch in den Windeln lag. In erster Linie ist es aber wohl der prächtig schillernde Regenbogen mit seinem berückenden Farbenpiel, der die bewundernden Blicke der Erdenbewohner am meisten gefesselt und seit alters ihre Einbildungskraft zum poetischen Schaffen angeregt hat. Natürlich konnten bei manchen rohen Naturvölkern die einschlägigen Vorstellungen nicht so ideal zutage treten, wie in den umgestaltenden Zeiten des Christentums. Die meisten unzivilisierten Horden stimmen seltsamerweise in der Auffassung vom Regenbogen als eines schrecklichen Ungeheuers so ziemlich überein. Beispielsweise berichtet eine neuseeländische Sage in der Schilderung vom Kampfe des Sturmes gegen den Wald, wie der obliegende Regenbogen seinen saugenden Mund an den starken „Vater der Bäume“ gelegt und diesem solange zugefugt habe, bis sein kräftiger Stamm zerbrochen gewesen und die Zweige zerstreut am Boden gelegen.

Die Idee vom Regenbogen als lebendem Wesen findet man aber auch bei solchen Naturvölkern vertreten, welche bereits einem von heiliger Götterschau erfüllten Glauben ergeben sind. So erklären ihn z. B. die hinterindischen Karenen für einen bösen Geist oder Dämon, der selbst Menschen zu verschlingen nicht zurückschrecke. Geschieht das nach ihrer Meinung, „so stirbt der Betreffende eines jähen und gewaltsamen Todes“. Alle Leute, welche einen schlimmen Tod erleiden durch Sturz, durch Ertrinken oder durch wilde Tiere, sterben deshalb, weil der Regenbogen ihren Ka-la oder Geist verschlungen hat," wie Taylor berichtet. Indessen, unser heimatlicher Erdteil hat ähnliche Ansichten gezeitigt, und nicht nur im fernen Siam gilt der Regenbogen als „der das Wasser aus dem Meere Heraufpumpende“, sondern auch in Ungarn, Schwaben und Bayern meint man, daß er alle in seinen Bereich gelangenden Lebewesen emporziehe, selbst Menschen. „Einst wollte ein Hirtenknabe, der eine große Schafherde an einem Bergabhange weiden ließ, mit neugieriger Neugierde in der Nähe sehen, wie der Regenbogen das Wasser anziehe, und trieb seine Herde hinab in das Tal an den Fluß. Da wurde er samt seiner Herde aufgezogen und weidet nun ewig am Himmel seine Schafe. An heiteren Frühlings- und Sommertagen ist er oft mit seiner Herde sichtbar. Dann zeigen ihn die Eltern ihren Kindern und erzählen seine traurige Geschichte.“ (Müller, Siebenbürgische Sagen).

Der Regenbogen ist eine Erscheinung, die sich in der Luft bildet, wenn die Sonne scheint und es regnet. Er besteht aus einem Bogen, der aus verschiedenen Farben besteht, die in der Luft verstreut sind. Die Farben sind von oben nach unten: Violett, Blau, Grün, Gelb, Orange, Rot. Der Regenbogen ist eine Erscheinung, die sich in der Luft bildet, wenn die Sonne scheint und es regnet. Er besteht aus einem Bogen, der aus verschiedenen Farben besteht, die in der Luft verstreut sind. Die Farben sind von oben nach unten: Violett, Blau, Grün, Gelb, Orange, Rot.

„Schnell von den Höhen des Olympos enteilt er
zürnenden Herzens
Auf der Schulter den Bogen und ringsverschlossenen
Röcher.
Laut erschollen die Pfeile zugleich von des Zürnenden
Schulter,
Als er einher sich bewegt: er wandelte düster wie
Nachtgrauen.
Sahte sich darauf von den Schiffen entfernt und
schnellte den Pfeil ab:
Und ein schrecklicher Klang entrollt dem silbernen
Bogen.“

Nicht minder wird hier und da der Regenbogen aber auch als Schmutz aufgefaßt, und wenn wir ihn noch farbenprächtiger durch das schwarze Gewölbe hindurchglänzen sehen, so hat jene Annahme ungebildeter Naturvölker eine gewisse Berechtigung für sich. So halten die amerikanischen Kariben das schillernde Phänomen für ein gleichendes Diadem des Meer-gottes Juluka, zusammengesetzt aus bunten Fischen und feurig glänzenden Kolibris. Die ungesitteten Bewohner Kamtschatkas wiederum vermuten in ihm einen bunten Fransenbesatz am Gewande des himmlischen Bullitai: eine vollstümliche Ansicht, welcher auch die abgeschlossenen Grönländer huldigen. Hat doch selbst nach einem Rückert'schen Gedicht die Sonne „den Regenbogen als Saum ums Kleid gezogen“, wie er denn überhaupt in der Oberpfalz als „Saum des Kleides unserer lieben Frau“ bezeichnet wird. Der indische Dichter Kalidasa verglich den Regenbogen mit dem bunten Gürtel eines Mädchens und erachtete die schwellenden Wolken in poetischer Begeisterung für ihren vollen Busen. Selbst der „wunderköstliche Gürtel“ der hellenischen Liebesgöttin Aphrodite wird von dem Mythologen Schwarz als Regenbogen aufgefaßt, so daß dabei an nachstehendes Gleichnis in einem Gedicht Mageraths erinnert wird:

„Sieh, wie im Taue der Wolke, die Enden des Himmels
Schürzend, der Bogen sich schlingt, goldglänzend!
Selber der Tag, der strahlenschrillende Tag
Bleibet vor Scham vor dem Gürtel der Iris.“

Auch sei hier bemerkt, daß im Neugriechischen noch heute der Regenbogen als „Gürtel der Mutter Gottes“ bezeichnet wird, wie auch Rosz in einem seiner trefflichen Gedichte redet von „Gottes Donnergewölbe“ im farbigen Gürtel des Friedens“.

Halten wir in unserer nordisch-germanischen Götterlehre einen kurzen Umblick, so finden wir, daß hier der Regenbogen ebenso wie in Neu-Guinea und Serbien als Brücke angesehen wird, zu welcher Annahme schon die eigenartige Stellung des schillernden Bogens, der gleichsam vom Himmel ausgeht und sich zur Erde senkt, einladend sein mußte. In der Edda wird von diesem Verbindungswege zwischen Göttern und Menschen erzählt, daß Gangleri den Hater fragte: „Wo geht der Weg vom Himmel zur Erde?“ und darauf die Antwort erhält: „Nun, hast du unklug gefragt; hast du nicht gehört, daß die Götter eine Brücke machten vom Himmel zur Erde, die Bifröst heißt? Die wirst du gewiß gesehen haben, aber vielleicht nennst du sie Regenbogen.“ Bifröst soll so viel bedeuten wie die

„Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See;
Sie baut sich aus im Augenblicke
Und schwindelnd steigt sie in die Höh' etc.“
Einfach und schlicht, aber ansprechend ist ferner
das nachstehende Rätsel in „Des Knaben Wunderhorn“:

„Es ist die wunderschönste Brück',
Darüber noch kein Mensch gegangen;
Doch ist daran ein seltsam Stück:
Daß über ihr die Wasser hangen
Und unter ihr die Leute gehn,
Ganz trocken und sie froh anseh'n,
Die Schiffe segelnd durch sie ziehn,
Die Vögel durch sie fliegen kühn.
Doch steht sie im Sturme fest,
Kein Zoll noch Weggeld sie zahlen läßt.“

Außer den namhaft gemachten Bezeichnungen trifft man hier und da aber noch seltsamere Benennungen an, mit denen jener farbkige Himmelsbogen bedacht ist. So kennen ihn die Vittauer als „Wetterrute“, die Betten als „mächtige Buche“, die Tschechen als „Fahndaube am Himmel“, während slovenische Volksstämme sogar eine „gestreifte Kuh“ in ihm erblicken wollen. Poetischer benennen ihn die Bothringer „Bogen des heiligen Bernhard“ und die Spanier „Bogen des heiligen Martin“. Der schwäbische Name „Himmelsring“ besagt dasselbe wie in Bayern der „Sonnenring“, von dem wiederum „die eine Hälfte unserer lieben Frau und die andere dem Sankt Michael (Teufel) gehört“, wie das abergläubische Volk wissen will. Ja, nach einer oberpfälzischen Sage wird überhaupt der böse Satanas mit der Entstehung des Regenbogens in direkte Verbindung gebracht. Dort heißt es: „Der Teufel brauchte einmal einen Zirkel, um seine Höhle zu bauen, fand aber keinen. Da ging er zu einem Engel, des Herrgotts Werkmeister, und bat sich einen Zirkel aus, um den Bogen für seine Höhle zu ziehen. Der Engel nahm den Zirkel vom Himmelsbogen und warf ihn dem Teufel hinunter. Der aber wußte nicht damit umzugehen und ersuchte den Engel, ihm zu zeigen, wie er denn das Werkzeug handhaben sollte. Da stellte der Engel den goldenen Zirkel auf und machte auf das Gewölbe einen Halbkreis, welcher in den sieben Regenbogenfarben glänzte. Halt! rief der Teufel, jetzt kann ich es schon selbst, und griff nach dem Zirkel, um den Kreis zu vollenden. Er vermochte ihn aber nicht zu halten und nicht zu drehen. Der Zirkel fiel um, dem Teufel auf die Stirn und schlug ihm ein Horn ab. Seitdem hat der Teufel ein Horn und der Regenbogen nur einen halben Ring.“ In Bayern heißt es auch: „Erscheinen zwei Regenbogen auf einmal, so hat den schwächeren der Teufel gemacht, um seine Kunst zu beweisen“, und die sieben Farben des ersteren deuten dort hin „auf die sieben heiligen Sakramente, welche Jehova dem Noah versprochen haben soll“.

Die alten Germanen unterschieden nur drei Farben an der aus Feuer, Wasser und Luft gebauten Himmelsbrücke, welche wiederum jenen uralten „Elementen“ entsprechen, indem ersteres rot, dagegen das Wasser grün und die Luft blau sein sollte, wozu Maer in seiner „Christlichen Symbolik“ erklärend

zu der weitverbreiteten Symbalehre des Orients fast übrigens schon sehr früh der farbenreiche Himmelsbogen sinnige Anwendung auf die Schöpfung, indem das ganze Weltall in viele aufeinanderliegende Schichten eingeteilt wurde, deren jede einzelne regenbogenartig erschien. — Die nahen Beziehungen jener gehobenen Brücke zu den hohen Unsichtbaren äußern sich aber in gewissen abergläubischen Ansichten, die hier und da an sie geknüpft werden. So behaupten z. B. die Magyaren, daß „der Regenbogen vergeht, wenn man einen Finger in die Höhe reißt oder einen Regen so trägt, daß die Finken nach dem Himmel gerichtet sind.“ Auf den farbigen Himmelsring soll man überhaupt nicht mit dem Finger deuten, sonst straft uns der liebe Gott (Harzgebiet), oder der Finger fault ab (Böhmen), oder der Blitz schlägt ein (Bayern). Wirft man an jener Stelle, wo der Regenbogen auf der Erde zu ruhen scheint, einen Hut, eine Mütze oder einen Schuh in denselben, so fallen diese goldgefüllt wieder herab, wie das gewöhnliche Volk in Böhmen, Tirol und Schwaben glaubt; ebenso wird dort jedes unedle Metallstück, in den Regenbogen geschleudert, zu gediegenem Golde. Laut Meiers „Sagen aus Schwaben“ kommen die beiden Enden des Regenbogens stets über einem Gewässer zu stehen, wo sie — wie anderwärts wiederum angenommen wird — von Engeln in goldenen Schüsseln getragen werden, mit denen überhaupt das Wasser geschöpft wird. Wer nun zur rechten Zeit an eine solche Stelle kommt, wo der Regenbogen trinkt, kann ihm die goldenen Schüsseln abnehmen. „Andere sagen, der Regenbogen lasse jedesmal eine Schüssel fallen, wie dies im Marktgäßle zu Reutlingen einmal geschehen ist. In der Umgegend von Tübingen sieht man zuweilen die Leute nach dem Ende des Regenbogens, das ihnen am nächsten ist und das über dem Neckar oder über der Steinach zu stehen scheint, eilrig hinlaufen, um eine goldene Schüssel in Empfang zu nehmen.“

Scherz und Ernst

Hans und das Füllen.

(Eine Fabel.)

Von Friedrich Thieme (Onkel Fritz).

(Nachdruck verboten.)

Pferdchen, rief Hans dem Füllen zu,
Das munter sprang auf der Weide;
Du gönntst keinen Augenblick dir Ruh'
In übermüthiger Freude.
Kannst du denn nichts als Spielen und Springen?
Paß auf, bald wird es ganz anders klingen:
Dann spannt der Vater dich an den Wagen
Und du mußt ziehn und den Reiter tragen!

Das Pferdchen sprach: Deshalb grad' spiele ich
Jetzt noch so fröhlich und heiter;
Des Rechts der Kindheit bedien' ich mich,
Ich denke an heut, und nicht weiter.
Doch naht die Zeit, wo ich harte Pflichten
Erfüllen muß, schwere Arbeit verrichten,
Sieb acht, so werd' ich mich wacker bestreben,
Ohne Murren zu tun, was mir obliegt im Leben!

Ich werde fleißig den Wagen ziehn
Und meinen Herrn durch die Lande tragen,
Ich werd' mich adern am Pfluge mühen,
Wie der Wind galoppieren mit Behagen,
Und wenn der Ruf tönt in schweren Zeiten,
Werd' ich begeistert zum Kampfe reiten!
Nach's auch so: Genieße der Kindheit im
Luft
Und sei dir als Mann deiner Pflichten be-